

JFK: DIE 40-MILLIONEN- DOLLAR-LÜGE

Der Film über das Attentat ist ein Welterfolg, sein Regisseur ein Star. Oliver Stone wollte der Welt zeigen, wie, warum und von wem John F. Kennedy getötet wurde. „Stone ist ein Betrüger“, sagt der Mann, der am meisten über den Mord weiß



Harold Weisberg in seinem Kennedy-Archiv:
250 000 Dokumente

FILMRISS VON
RUDOLF HAJDUK UND GABRIELLE BARTH

Daß der alte Mann krank ist, sieht man sofort. Er läuft langsam, zieht ein Bein nach, trägt ein Hörgerät. Vor zweieinhalb Jahren wurden ihm drei Bypässe gelegt, seitdem muß er sich alle paar Stunden ausruhen. Sein linkes Bein legt er wegen Durchblutungsstörungen hoch, so oft er kann.

Auch, wenn er sich an seine „Hermes 3000“ setzt. Er sagt über sie: „Sie ist der Cadillac unter den Schreibmaschinen.“ Denn im Kopf ist er 30 Jahre jünger als 78. Harold Weisberg dreht sich zur Seite und schreibt. Briefe an Chefredakteure: „Warum haben Sie das veröffentlicht? In

dem Interview stehen nur Lügen.“ Seine Sätze sind lang, seine Formulierungen geschliffen. Nur manchmal wird er grob, geradezu beleidigend. Wenn er an Oliver Stone schreibt, den Star unter den Hollywood-Regisseuren. Seine Interviews sind es, die er kritisiert. Denn dem Mann, der drei Oscars gekriegt hat, möchte er am liebsten eine weitere Auszeichnung anhängen: als größtem Lügner, Betrüger und Verräter der Vereinigten Staaten. Wegen seines Films „JFK“ über das Attentat an US-Präsident Kennedy am 22. November 1963.

Auch Harold Weisberg

Das Attentat und der Film: Lee Harvey Oswald, der später offiziell als Alleintäter gilt, wird im Polizeipräsidium von Dallas von dem Nachtclubbesitzer Jack Ruby erschossen. Rechts oben: Jacqueline Kennedy flüchtet nach den Schüssen auf ihren Mann hilflos auf das Heck der Präsidentenlimousine. Rechts: Regisseur Oliver Stone und sein Hauptdarsteller Kevin Costner





war mal ein Star. Ein Reporter, den man in fast jeder Redaktion der USA kannte. Noch heute kriegt er täglich Anrufe aus allen Ecken des Landes von Kollegen, die Informationen brauchen. Meistens kennt er die Antwort aus dem Kopf, manchmal muß er in seinen Keller steigen.

Dort stehen 68 Stahl-schränke mit je vier Schubladen voller Dokumente. 250 000 Blatt über das Attentat von Dallas, die größte private Sammlung über den Mord an John F. Kennedy. Ein US-Magazin schrieb über Weisberg: „Er weiß mehr über das Attentat als jedes an-

dere menschliche Wesen.“

Und was er weiß, das macht ihn heiß. Er weiß, daß Stones Kennedy-Film „eine einzige große Lüge“ ist. Und deswegen will er Stone öffentlich bloßstellen. Am liebsten wäre ihm ein Prozeß. Stone hat mit „JFK“ wieder einen Welterfolg gelandet, wie zuvor mit „Platoon“, „Geboren am 4. Juli“, „Wall Street“ und „The Doors“. Irgendwo in der Provinz, in einem Kaff namens Frederick bei Baltimore in Maryland, sitzt so ein hartnäckiger Ex-Reporter und haut ihm auf die Finger.

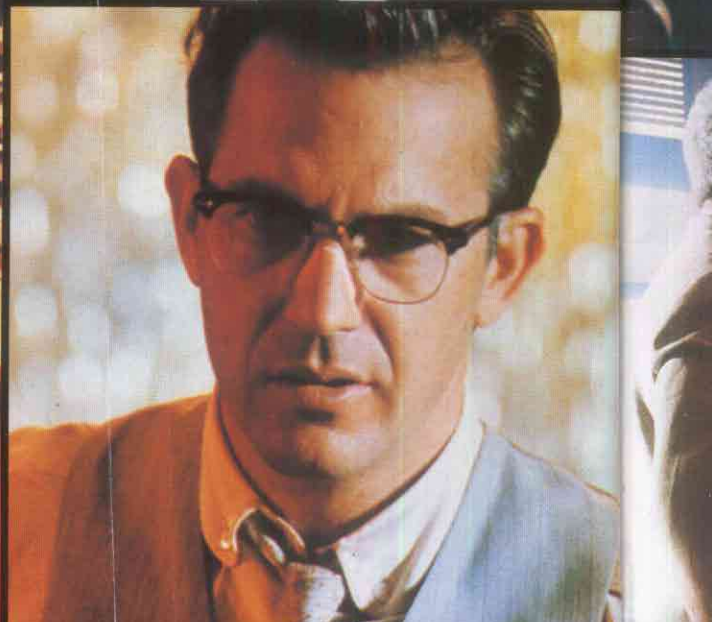
Der Krieg der Stars begann im Februar 1991. Weis-

berg hatte in der „Los Angeles Sunday Times“ gelesen, daß Stone für dieses Jahr einen Kennedy-Film plane, der auf den Verschwörungstheorien von Jim Garrison basiere.

Dieser Jim Garrison war Bezirksstaatsanwalt von New Orleans, als Kennedy ermordet wurde. Er hatte damals gehört, daß der Kennedy-Attentäter Kontakte nach New Orleans gehabt hatte, und versucht, den Fall an sich zu ziehen. Denn die offiziellen Ermittlungen gegen den angeblichen Schützen Lee Harvey Oswald waren damals schon so ins Zwielicht geraten, daß inzwischen

mehr Amerikaner glauben, daß Elvis Presley lebt als daß die amtliche Version vom Tod Kennedys stimmt.

Weisberg kannte diesen Jim Garrison gut. Er hatte Ende der 60er Jahre mit ihm bei seinen Recherchen zusammengearbeitet, ihn immer wieder mit Facts gefüttert und ihn vor mancher Dummheit bei den Ermittlungen bewahrt. Doch vor seinem Fiasco konnte er den ehrgeizigen Ankläger nicht schützen: Garrison brachte einen Geschäftsmann aus New Orleans als Drahtzieher einer Verschwörung gegen Kennedy vor Gericht – und fiel auf den Bauch. Nach nur



**Staatsanwalt
Jim Garrison.
Er wollte einen
Toten wegen
des Mordes
anklagen**

einer Stunde wurde der angeklagte Clay Shaw freigesprochen, weil Garrison auch nicht den Hauch eines Beweises hatte. An der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens sind nie Zweifel auf gekommen.

Doch Garrison schrieb ein Buch, das 1988 (rechtzeitig zum 25. Todestag Kennedys) in überarbeiteter Neuauflage erschien: „Auf der Spur der Mörder“. Darin wiederholte er seine These von der Verschwörung gegen Kennedy, an der Geheimdienst CIA und Bundespolizei FBI, die Polizei von Dallas – wo der Mord geschah – und der „militärisch-industrielle

Komplex“, ja sogar Kennedys Vize und Nachfolger Lyndon B. Johnson beteiligt gewesen sein sollten.

Als Weisberg die Notiz las, schlugen seine Alarmsysteme an. „Garrison hat das Buch doch nur als späte persönliche Rechtfertigung geschrieben“, erinnert sich Weisberg. „Seine Anklage damals war ein Witz. Aber im Buch mußte er keine stichhaltigen Beweise vorlegen, da konnte er behaupten, was er wollte. Und er wollte die Scharte auswetzen, die er sich vor Gericht geholt hatte. Er wollte seine persönliche Geschichte umschreiben, aus seiner Niederlage einen

Sieg machen.“ Also schrieb Weisberg an Oliver Stone einen Brief.

„Dear Mr. Stone“, bemühte er sich um Freundlichkeit, „ich bin überzeugt, daß Sie die besten Absichten haben... Ich schreibe Ihnen, weil ich wie wohl auch Sie glaube, daß wir alle mit gewissen Hoffnungen geboren wurden.“

Weisberg schilderte Stone seine Zusammenarbeit mit Garrison, dessen Ermittlungsrausch, den er mit dem dortigen Karneval, dem Mardi Gras, vergleicht, und dessen Wunsch, Weisberg bei der Untersuchung gegen Clay Shaw am Tisch seiner



Obere Reihe: Costner/
Garrison rechtfertigt
vor der Presse seine
Anklage gegen Clay
Shaw; der echte Jim
Garrison: Filmszene mit
Garrisons Beraterstab.
Untere Reihe: Costner/
Garrison verhört den
verdächtigen Homo-
sexuellen David Ferrie;
Costner als Garrison:
ein Mitarbeiter muß
Costner/Garrison davon
abhalten, auf Shaw
loszugehen; Shaw vor
Gericht.
Links: Jack Ruby,
der Mörder von
Oswald

Berater sitzen zu lassen. „Mein Dealey-Plaza-Ex-
perte“ habe Garrison ihn ge-
nannt, nach dem Platz in Dal-
las, wo die tödlichen Schüs-
se fielen.

Weisberg schilderte
Stone, wie er New Orleans
fluchtartig verlassen hatte,
als er erfuhr, was Garrison
vor Gericht plante. Und er be-
schrieb Garrison als einen
verlogenen Wichtigtuer, der
stets mit Attentaten auf sein
Leben rechnete und aus lau-
ter Angst, es könnte eine
Bombe sein, ein Paket mit
Büchern in der Badewanne
ertränken ließ.

Einmal ließ Garrison Weis-
berg sogar aus Washington

einfliegen, nur um ihm zu zei-
gen, daß er eine angebliche
Geheimtür gefunden hatte,
durch die sein Hauptver-
dächtiger gegangen sein
soll. Von der Hauptstraße
aus.

Weisberg: „Ich kann mich
nicht erinnern, ob Garrison
überhaupt eine Notwendig-
keit für eine Geheimtür nen-
nen konnte. Ich erinnere
mich aber sehr wohl daran,
daß Garrison nicht zögerte,
jeden Traum, den er hatte,
abchecken zu lassen. So
machte er seine Träume zu
Tatsachen. Die Geheimtür
ließ sich übrigens nur von in-
nen öffnen. Sehr geheim!“

Weisberg schilderte Stone

FOTOS: DENNIS CHEWIS, DPA, SÜDDEUTSCHER VERLAG, WARNER BROS.

den Fall Robert Perrin. Auch gegen ihn ermittelte Garrison, er sollte von einem Grashügel – wo tatsächlich ein zweiter Schütze gestanden haben könnte – auf Kennedy geschossen haben. Von einer Anklage sah Garrison erst ab, als herauskam, daß Perrin 15 Monate vor dem Attentat Selbstmord begangen hatte.

Immer wieder bot Weisberg sein Archiv als Quelle für Oliver Stone an: 250 000 Blatt Dokumente, drei Viertel von allem, was die amerikanischen Behörden haben. Mit Hilfe eines Anwalts hatte Weisberg die Freigabe der Akten erzwungen; lediglich Material, das die Sicherheitsinteressen der Vereinigten Staaten oder die Intimsphäre der Beteiligten betrifft, ist noch unter Verschuß.

Weisbergs Urteil über Garrison: „Der war nicht mal fähig, im Puff zur Stoßzeit ein Schamhaar zu finden!“ (Garrison, der Bezirksstaatsanwalt, behauptete sogar einmal, den örtlichen Mafiapaten Carlos Marcello nicht zu kennen.)

Zum Schluß seines Briefes an Stone wußte Weisberg noch eine bezeichnende Anekdote über Garrison zu be-

richten: Weisberg begleitete Garrison einmal zum Flughafen. Während seine beiden Bodyguards gleichzeitig (!) den Wagen parkten, marschierte der damals prominenteste Mann der Stadt zum Ticketschalter und fragte nach seinem Flugschein: „Mein Name ist Robert Levy.“ Dann gingen sie zu viert zum Flugzeug, die beiden Sicherheitsleute voran. „Wartet hier, wir checken die Maschine.“ Als Garrison endlich an Bord war, lachten sich seine Bewacher schlapp und erzählten Weisberg: „Wir sagten der Stewardess, wer er ist und daß sie ihm zwei Steaks bringen soll.“

Ein paar Tage nach dem Brief meldete sich das Büro von Oliver Stone telefonisch bei Harold Weisberg und fragte, ob er in den nächsten Tagen zu Hause sei – Stone wolle ihn anrufen. Doch der nächste Kontakt ließ länger als zwei Monate auf sich warten.

Ende Mai 1991 bekam Weisberg Post von einer Kanzlei in Los Angeles, die 84 Anwaltsnamen im Briefkopf führt. Ein Robert F. Marshall – er steht auf Platz 20 – warf Weisberg vor, sich unrechtmäßig ein Drehbuch beschafft und dieses so-

gar an Dritte weitergegeben zu haben.

Doch Harold Weisberg hat keine Angst vor Königsthronen. Er ist ein zäher alter Dickkopf, der bei Schwierigkeiten erst richtig aufdreht.

Seine Antwort ließ Weisberg fein säuberlich auf einer elektrischen Schreibmaschine tippen, und seine Formulierungen hatten sich gewaschen: „Das Drehbuch“, schrieb Weisberg, „ist so vertraulich wie ein Verkehrszeichen auf dem Times Square zur Rush-hour.“

Knapp zwei Wochen später ließ Oliver Stone wieder von sich hören – via „Washington Post“. Da behauptete Stone in einem Interview, die Akten der Warren-Kommission, die damals den amtlichen Report über das Attentat erarbeitet hatte, seien bis zum Jahr 2039 „unter Verschuß“ und das FBI könne diese Zensur verlängern „bis zum Jahr 2118“.

Stone ging aber noch weiter, als nur Weisbergs Aktenberg unter den Tisch fallen zu lassen. Er berief sich auf Weisberg und legte ihm Äußerungen in den Mund, die Weisberg nie gemacht hatte. „FBI und CIA“, so zitierte Stone Weisberg, „haben Erkenntnisse zurückgehalten, welche die Kommission zu anderen Ergebnissen gebracht hätten.“ Weisberg: „Falsch. Ich habe genau das Gegenteil geschrieben.“

Denn Weisberg besitzt ein Dokument, aus dem klar wird, daß die Kommission von Anfang an gar nichts anderes vorhatte, als Oswald zum Einzeltäter zu stempeln. Es ist ein Memorandum des stellvertretenden US-Justizministers Nicholas Katzenbach an Bill Moyers, Berater des Kennedy-Nachfolgers Lyndon B. Johnson. Der erste Satz des Schreibens lautet:

„Es ist wichtig, daß alle veröffentlichten Tatsachen über das Attentat auf Präsident Kennedy die Öffentlichkeit in den Vereinigten Staaten beruhigen.“ Und als ersten Punkt nennt Katzenbach: „Die Bevölkerung muß glauben, daß Oswald der Mörder war, daß er keine Komplizen hatte, die noch auf freiem Fuß sind, und daß die Beweise gegen ihn für eine Verurteilung ausgereicht hätten.“ (Oswald war zwei Tage nach dem Attentat im Polizeipräsidium von Dallas von dem Nachtclubbesitzer Jack Ruby erschossen worden.) Katzenbachs Schreiben stammt vom 25. November 1963, drei Tage nach Kennedys Tod.

Wäre Stone auf Weisbergs Angebot eingegangen – er hätte dieses Dokument benutzen können, sein Film wäre nicht weniger spannend geworden.

So mußte er sich von Harold Weisberg vorwerfen lassen: „Wie Ihr Held Jim Garrison können Sie nicht mal aus Versehen die Wahrheit sagen und nicht einmal dann, wenn man Sie zwingt.“

Stone kann an der Wahrheit gar nicht interessiert gewesen sein. Er hatte schon die Rechte an Garrisons Buch

SO SÄHE EINE WELT MIT KENNEDY AUS

„Ich bin ein Berliner“, sagt John F. Kennedy vor dem Schöneberger Rathaus (Foto). Er liebte die Deutschen nicht, doch er rührte sie. Aber was hätte er wirklich erreicht? Er hätte Amerika verändert, sogar die ganze Welt, meint Dr. David R. Wronne, Professor für Geschichte an der University of Wisconsin: „Kennedy war intelligent, objektiv, seine schnelle Auffassungsgabe konnte sich jeder neuen Situation anpassen. Er war sehr belesen und selbst Autor mehrerer Bücher. Sein ‚Profiles in Courage‘, für das er den Pulitzerpreis bekam, zeigt den Weg: Es beschreibt Politiker, die vor dem Problem standen, für ihr Land das Richtige zu tun und damit ihrer persönlichen Karriere zu schaden, und die sich für das Land entschieden. Ich bin überzeugt, Kennedys Leben wäre ein weiteres Kapitel in diesem Buch geworden.“

„Der Kalte Krieg wäre früher zu Ende gewesen“, glaubt Wronne, „Anzeichen dafür gab es in den Briefen zwischen Kennedy und Chruschtschow. Wir hätten jetzt nicht die Reste eines Sowjetreichs, das durch Militärausgaben ausgeblutet ist, weil es beim Wettrüsten mithalten mußte. Vielleicht wäre die Berliner Mauer früher gefallen. Kennedy hätte auch verstärkt Alternativen erforschen lassen und so die Nahostkrise entschärft.“



Wronne meint, anstatt Milliarden für Vietnam- und Golfkrieg auszugeben, hätte Kennedy das Geld lieber in die Verbesserung der Infrastruktur und der Sozialpolitik gesteckt. „Made in USA“ wäre heute ein Qualitätszeichen, wir hätten nicht so viele Schulden und würden keine Arbeitsplätze nach Taiwan exportieren. Er hätte nicht zugelassen, daß die Armut in den USA zu einem unüberschaubaren Problem wird, er hätte eine nationale Gesundheitsfürsorge geschaffen und dafür gesorgt, daß die Schwarzen durch bessere Ausbildung besser integriert worden wären. Das hätte unser Rassenproblem verringert.“

Die Mafia war Kennedys Hauptfeind im Land. Wronne: „Sie hätte heute längst nicht diesen Einfluß, denn er wußte: Das Hauptproblem sind die Politiker, die mit der Mafia ganz offenkundig Beziehungen pflegen. Ich glaube auch, daß das Drogenproblem nicht so übermächtig geworden wäre und daß er Aids von Anfang an stärker bekämpft hätte.“

Laut Wronne hätte Kennedy den Amerikanern auch das Geiseldrama von Teheran erspart: „Kennedy hätte nicht, wie Nixon und Kissinger das jahrelang taten, das Unterdrückungsregime des Schah unterstützt, sondern wahrscheinlich rechtzeitig sein Peace Corps hingeschickt, das er gegründet hatte, um der Dritten Welt zu helfen.“

Kennedys Tod war für Wronne „ein bedeutender Wendepunkt in der Weltgeschichte. Mit seiner Ausstrahlung konnte er die Menschen begeistern, mit seiner Idee von einer besseren Welt strahlte er Hoffnung aus. Seine positive Kraft und sein fundamentales Denken hat es in den letzten 30 Jahren in Amerika nicht mehr gegeben, obwohl sie besonders wichtig gewesen wären.“

Kennedy hätte wie seine Nachfolger Millionen als Redner, Berater und Buchautor verdient, doch dieses Geld, da ist Wronne sicher, genau so wie damals sein Präsidentengehalt, gespendet. „Eine Kommerzialisierung des höchsten Amtes der USA war für ihn undenkbar.“

Außerdem hatte er genug. Vater Joe hinterließ seinen Kindern Hunderte Millionen, John F. Kennedy brachte es selbst auf zehn Millionen Dollar. Die vielen Skandale wären dem Namen Kennedy wohl auch erspart geblieben.

gekauft, mit dessen Lektor am Drehbuch gearbeitet und eine riesige PR-Kampagne losgetreten mit der Behauptung, sein Film werde enthüllen, „who killed the president, why and how“.

Dieser Satz war mehr wert als die 15 Millionen Dollar, die später noch einmal offiziell als Werbeetat für den 40-Millionen-Dollar-Film ausgegeben wurden.

Und Stone hatte einen ganz besonderen Kassenknüller: Oscar-Abraumer Kevin Costner war im Januar 1991 als Darsteller der Rolle Jim Garrisons verpflichtet worden. Damit war klar: Garrison würde ein guter, patriotischer Filmheld werden. Aber da konnte noch niemand ahnen, daß Costner, noch gestreift von seiner Rolle als guter, patriotischer Filmheld Robin Hood, seine Rolle drei Stunden lang runterleiern würde wie ein Erstkläßler ein Adventsgebet (was den deutschen Zuschauern dank Synchronisation erspart bleibt).

Da wußte man auch noch nicht, was für logische Schnitzer Stone in seinem Epos haben würde. Und ebenso wenig sah jemand vorher, wie raffiniert Stone durch gekonnten Zusammenschnitt von echtem und gestelltem Material seinem Publikum suggerieren würde, da habe einer tatsächlich den Mord an Kennedy seziert wie einen Frosch.

Über die dicksten Patzer des Films meint der amerikanische Erzähler Norman Mailer, der gerade selbst einen 1300-Seiten-Wälzer über die Machenschaften der CIA veröffentlicht hat („Harlot's Ghost“): „Es gibt zwei Schlüsselszenen im Film, die sich überhaupt nicht aus der Handlung ergeben.“ In der einen informiert ein großer Unbekannter, genannt „Mr. X.“, Garrison/Costner über die wahren Verschwörer – sie säßen im Verteidigungsministerium. Kommißköpfe, die endlich in Vietnam richtig losschlagen wollen.

Mailer: „Nach unserem Verständnis des Films ist eine solche Szene etwa genauso, als würde man seiner Geliebten einen Dildo ins Bett legen, der größer ist als man selbst.“

Der zweite große Hammer kommt in Garrisons/Costners Anklagerede gegen Clay Shaw vor Gericht. Mailer: „Jenseits aller vertretbaren Grenzen.“ Hier werde ein Fall vorgetragen, der sich aus den Einzelheiten des Films, aus der Aneinanderreihung der Szenen, überhaupt nicht entwickelt habe. Mailer: „So wird uns nicht nur ein Deus ex machina zugemutet, sondern gleich zwei und am Ende der Prozeß verloren. Und wir, das Publikum, sehen – wie auch die Geschworenen – keine Verbindung zwischen dem Angeklagten und der Attentats-Verschwörung.“

Wer genau hinschaut, erkennt, daß Garrison im Film die gleiche tragische Figur ist wie im Leben. Doch Stone hat ihn zum Helden verbrämt.

Warum tut er das? Weisberg: „Erstens Geschäftemacherei. Stone

schlachtet den Mord an Kennedy kommerziell aus. Zweitens sein Vietnam-Trauma. Er hat den Film nur gemacht, um den Amerikanern zu erklären, wie es zum Vietnamkrieg gekommen ist.“

Die Szene im Film: Generäle und Waffenindustrie beschließen gemeinsam: Kennedy muß weg. Weisberg: „Schwachsinn! Jeder ein Belastungszeuge gegen den anderen...“

Während sich Kennedy-Experten auf Stone einschließen (die „New York Times“ brachte zwei Dutzend Artikel über den Film), während er durch den Kakao gezogen wird (Spitzname, in Anlehnung an Kevin Costners Film „Der mit dem Wolf tanzt“: Der mit der Wahrheit tanzt), während Harold Weisberg Stone in Briefen beschimpft und beleidigt, um ihn vor Gericht zu zwingen, gibt Stone ein Interview nach dem anderen, redet von geschichtlicher Aufarbeitung und bezeichnet sich selbst als „guerilla historian“.

Als der Film dann ins Kino kommt, kennt jeder Teenager wieder den Namen Kennedy in einem anderen Zusammenhang als einem Vergewaltigungsprozeß. Und plötzlich kommt auch eine Mordthese wieder hoch, die

viele Buchautoren in letzter Zeit vertreten haben: Ein Rechtsanwalt behauptet, er habe den Auftrag für den Kennedy-Mord überbracht. Aus dem Gefängnis, von seinem Mandanten Jimmy Hoffa. Das war damals der Chef der mächtigsten US-Gewerkschaft, und er hatte Millionengeschäfte mit der Mafia gemacht. Die Kennedys – John F. und sein Bruder Robert, Justizminister und später ebenfalls ermordet – hatten Hoffa und seinen Gangsterfreunden einen gnadenlosen Kampf angesagt.

An wen überbrachte dieser Anwalt Hoffas Mordbefehl? An Carlos Marcello, den Paten von New Orleans, den Jim Garrison angeblich nicht kannte.

Was glaubt Harold Weisberg, wer Kennedy erschossen hat? „Auf keinen Fall war Oswald ein Einzeltäter. Für mich ist klar, daß er überhaupt nicht geschossen hat. Also war es eine großangelegte Verschwörung. Aber die ganze Wahrheit wird nie ans Licht kommen.“

Vielleicht hat Oliver Stone mit seinem verfälschten Film doch den entscheidenden Anstoß gegeben. Norman Mailers Kommentar: „Manchmal kann man Bullshit nur durch noch größeren Bullshit bekämpfen.“

KARRIERE DANACH – DIE EX-PRÄSIDENTEN

Was machen die noch lebenden Ex-Präsidenten der USA? Vor allem Kohle. Wenigstens warten sie damit bis zum Ausscheiden – Kennedys Nachfolger Lyndon B. Johnson häufte noch während seiner aktiven Zeit als Politiker etwa 20 Millionen Dollar an. Nicht immer sauberes Geld. Seit 1958 bekommt jeder ausgeschiedene Präsident – er darf höchstens zwei Wahlperioden, also acht Jahre, im Amt sein – eine Pension. 25 000 Dollar, plus 50 000 für Spesen. Damals war Harry S. Truman (Präsident von 1945–1953) knapp bei Kasse, man wollte ihm helfen. Die Pension kletterte bis 1992 auf 138 900 Dollar. Plus lebenslanger Personenschutz, eingeführt vor dem Kennedy-Attentat.



RICHARD NIXON hat auch darauf verzichtet und spart dem Staat so pro Jahr drei Mio. Dafür spart er nicht an Tinte, um Bücher zu seiner Rechtfertigung zu schreiben. Der Mann, der aus dem Amt gejagt wurde, weil er seine Gegner ausspioniert und die Öffentlichkeit belogen hat (Watergate), veröffentlichte schon drei Biographien, soeben erschien sein sechstes Sachbuch: „Seize the Moment“, Politik natürlich. Er ist ein gefragter Kommentator, nimmt für seine öffentlichen Auftritte als einziger Ex kein Geld. Schaffte es trotzdem, sein Vermögen von 300 000 Dollar (bei Amtsantritt 1969) auf 6,5 Mio. zu vermehren.



GERALD FORD wurde durch Watergate ins Weiße Haus gespült und schaffte es, zwischen dem 9.8.74 und dem 20.1.77 keinerlei Eindruck zu hinterlassen. Als Pensionär zog er sich in sein 1-Mio.-Dollarhaus in Rancho Mirage, California, zurück, das einmal Ginger Rogers gehört hat. Memoiren, klar („A Time to Heal“). Nach drei Jahren plötzlich ein 2-Mio.-Anwesen in Vail, Colorado. Geht natürlich nicht von der Pension – Ford soll in bis zu acht Aufsichtsräten gleichzeitig gesessen haben, war an

Immobilien-Holdings beteiligt und machte TV-Reklame für Gedenkmünzen („Great Moments in US-Presidency“). Sein Jahreseinkommen wird auf 750 000 Dollar geschätzt. Er gründete die „Vail Valley Foundation“, eine Art Tourismus-PR für Colorado, die jedes Jahr eine prominent besetzte Politikerdiskussionsrunde veranstaltet. Ford wurde 1980 mit 1,6 Mio. Vermögen veranschlagt, dürfte inzwischen über 10 haben. Man sagt über ihn, er habe zwar die Präsidentenehre gerettet, sie danach aber verkauft. Er selbst meint, nicht Präsident sei der beste Job, sondern Ex-Präsident.



JIMMY CARTER, bis 21.1.81 im Amt, hält den Rekord: 150 Millionen. Zusammengebetelte Spenden für einen guten Zweck: seine Präsidentenbibliothek und das Carter Center in Atlanta. Hier werden nicht nur Dokumente und Skulpturen gesammelt, sondern von 100 Wissenschaftlern politische Studien erarbeitet. Erdnußfarmer Carter soll sein Vermögen von einst 1,8 Mio. verdoppelt haben.



RONALD REAGAN schaffte seine Wiederwahl und mußte deshalb vier Jahre mit dem Geldverdiener warten. Gleich nach Amtsende '89 ging er für die Fujisankei Communications Group auf Japan-tour zur Entschärfung der Handelsbeziehungen – 2 Mio. Honorar, ein paar Mio. Spesen –, angeblich der beste Deal, den je ein Ex gemacht hat. Für Memoiren („An American Life“) soll er fünf Mio. Vorschuß gekriegt haben, bei Galaessen gibt's 50 000 pro Rede, zusammen 1 Mio. im Jahr. Ganz schön viel für einen, der in einem Senatsausschuß 150mal die Antwort gab: „I don't remember.“ Jemand hat es geschafft, ihn vom gnadenlosen Absahnen abzuhalten. Jetzt hat er seine Wohltätigkeit auf Vordermann gebracht, mal was umsonst geredet und angeblich sogar ein Brandopfer im Krankenhaus besucht.